

S. FISCHER



Der Friedhof der vergessenen Bücher ist der geheimnisvolle Ort, um den das gesamte Erzähluniversum von Carlos Ruiz Zafón kreist: Eine tief unter Barcelona verborgene Bibliothek, in der die Bücher darauf warten, ihre Seele an ihren Leser weiterzugeben.

Sein letztes Projekt war es, diesen Ort in Erzählungen weiter wachsen zu lassen. Es entstanden Geschichten, die hier zum ersten Mal vollständig veröffentlicht werden. Es war sein großer Wunsch, diese Texte in einem Buch zu sammeln, nun wurde es zum letzten Geschenk an seine Leser.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

CARLOS
RUIZ, 
ZAFÓN

Der Friedhof
der vergessenen
Bücher

Erzählungen

Aus dem Spanischen von
Lisa Grüneisen und Peter Schwaar

S. FISCHER

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Dieses Buch ist ein Werk der Fiktion. Wie schon bei den vier Romanen rund um den Friedhof der vergessenen Bücher – einer Saga, mit der diese Erzählungen eine gewisse Verwandtschaft pflegen –, ist es häufig von Barcelona inspiriert, auch wenn sich der Autor die Freiheit genommen hat, die Physiognomie oder die chronologische Abfolge bestimmter Szenarien und Gegebenheiten zu verändern, um sie der erzählerischen Logik anzupassen.

Deutsche Erstausgabe
Erschienen bei S. FISCHER
© DragonStudios LLC, 2020

Die Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel
»La Ciudad de Vapor« bei Planeta S. A., Barcelona.

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2021 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,
D-60596 Frankfurt am Main

Die Fotografien stammen von Martí Gasull i Coral (Barcelona 1919–1994), der in der großen Tradition barcelonesischer Nachkriegsfotografen steht. Sein Werk wurde in jüngster Zeit neu entdeckt.

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-10-397093-7

1

Ich habe schon immer die Fähigkeit mancher Menschen zum Vergessen beneidet, für die die Vergangenheit wie Winterkleidung oder ein Paar alter Schuhe ist – man muss sie nur ganz hinten in den Kleiderschrank verbannen, damit sie nicht auf leisen Sohlen zurückkommen können. Ich hingegen hatte das Pech, mich an alles und jedes zu erinnern und umgekehrt jedem in Erinnerung zu bleiben. Ich erinnere mich an eine frühe Kindheit voller Kälte und Einsamkeit, untätige Stunden, in denen ich das Grau der Tage betrachtete und jenen schwarzen Spiegel, der den Blick meines Vaters verhexte. An Freunde erinnere ich mich kaum. Ich kann die Gesichter anderer Kinder aus dem Ribera-Viertel heraufbeschwören, mit denen ich manchmal auf der Straße spielte oder mich prügelte, aber es ist keines darunter, das ich aus dem Land der Gleichgültigkeit zurückholen wollte. Keines außer jenem von Blanca.

Blanca war vielleicht ein, zwei Jahre älter als ich. Ich lernte sie an einem Apriltag vor dem Hauseingang kennen, als sie an der Hand eines Dienstmädchens vorbeikam, das ein paar Bücher in dem kleinen Antiquariat gegenüber der im Bau befindlichen Konzerthalle abholen sollte. Der Zufall wollte es, dass die Buchhandlung an je-

nem Tag erst um zwölf öffnete, das Dienstmädchen aber bereits eine halbe Stunde früher da war. So blieb ein Meer des Wartens von dreißig Minuten, die, ohne dass ich es ahnte, mein Schicksal besiegeln sollten. Von mir aus hätte ich es niemals gewagt, das Wort an sie zu richten. Ihre Kleidung, ihr Duft und ihre vornehme Erscheinung eines reichen Mädchens, das in Seidentüll förmlich versank, ließen keinen Zweifel daran, dass dieses Geschöpf nicht in meine Welt gehörte und ich noch viel weniger in die ihre. Zwischen uns lagen nur ein paar Schritte, aber eine himmelweite Kluft unsichtbarer Gesetze. Ich beschränkte mich darauf, sie anzusehen, wie man heißbegehrte Dinge in einer Vitrine oder dem Schaufenster eines dieser Geschäfte bestaunt, deren Eingangstüren scheinbar einladend offen stehen, während man doch weiß, dass man niemals ihre Schwelle überschreiten wird. Ich habe oft gedacht, dass ich Blanca niemals aufgefallen wäre, hätte mein Vater nicht solchen Wert auf ein gepflegtes Erscheinungsbild gelegt. Mein Vater war der Ansicht, dass er im Bürgerkrieg genug Schmutz und Elend für neun Leben gesehen habe, und obwohl wir arm waren wie Bibliotheksmäuse, hatte er mir von klein auf beigebracht, mich an das eiskalte Wasser zu gewöhnen, das auf Wunsch aus dem Hahn des Waschbeckens sprudelte, und an diese Seifenklötze, die nach Lauge rochen und sogar das schlechte Gewissen abwuschen. Und so kam es, dass ein gewisser David Martín mit seinen knapp acht Jahren, ein pieksauberer Habenichts und zukünftiger Aspirant auf ein Dasein als drittklassiger Literat, die Selbstsicherheit besaß, nicht wegzusehen, als dieses hübsche Mäd-

chen aus gutem Hause seinen Blick auf ihn richtete und schüchtern lächelte. Mein Vater hatte mir immer gesagt, dass man es den Leuten im Leben mit gleicher Münze zurückzahlen müsse. Er meinte damit Ohrfeigen und andere Demütigungen, doch nun beschloss ich, seinen Ratschlägen zu folgen, indem ich das Lächeln erwiderte und noch ein leichtes Nicken als Trinkgeld drauflegte. Sie kam langsam auf mich zu, musterte mich von oben bis unten, bot mir ihre Hand – eine Geste, die mir noch nie begegnet war – und sagte:

»Ich heiße Blanca.«

Blanca hielt mir die Hand hin wie die feinen Damen in Salonkomödien: den Handrücken mit der Nachlässigkeit einer jungen Pariserin nach oben gekehrt. Ich kam nicht auf die Idee, dass es nun angezeigt gewesen wäre, mich vorzubeugen und sie mit den Lippen zu streifen. Nach einer Weile zog Blanca die Hand zurück und hob eine Augenbraue.

»Ich bin David.«

»Bist du immer so unhöflich?«

Ich arbeitete an einem rhetorischen Ausweg, um den Eindruck des ungebildeten Tölpels durch eine geistreiche Erwiderung wettzumachen, als das Dienstmädchen mit konsternierter Miene näher kam und mich musterte wie einen tollwütigen Straßenköter.

»Mit wem reden Sie da, Fräulein Blanca? Sie wissen doch, dass es Ihrem Vater nicht gefällt, wenn Sie mit Fremden sprechen.«

»Er ist kein Fremder, Antonia. Das ist mein Freund David. Mein Vater kennt ihn.«

Ich stand wie versteinert da, während das Dienstmädchen mich schief ansah.

»David wie?«

»David Martín, zu Ihren Diensten.«

»Antonia braucht niemanden, der ihr dient. Sie dient uns. Stimmt's, Antonia?«

Es war nur ein Augenblick, eine kleine, fast unmerkliche Regung, die mir nur deshalb auffiel, weil ich sie aufmerksam beobachtete. Antonia warf Blanca einen düsteren, von Hass vergifteten Blick zu, der mir das Blut in den Adern gefrieren ließ, bevor sie ihn hinter einem ergebenen Lächeln verbarg und die Sache mit einem Kopfschütteln abtat.

»Kinder«, murmelte sie und trat den Rückzug zur Buchhandlung an, die in diesem Moment ihre Pforten öffnete.

Blanca machte Anstalten, auf der Türschwelle Platz zu nehmen. Selbst ein Tölpel wie ich wusste, dass ihr Kleid keinesfalls mit den unwürdigen, verrußten Materialien in Kontakt kommen durfte, aus denen mein Zuhause gebaut war. Ich streifte meine flickenbesetzte Jacke ab und breitete sie wie eine Fußmatte auf dem Boden aus. Blanca ließ sich mit einem Seufzen auf meinem besten Kleidungsstück nieder und blickte auf die Straße und die vorbeieilenden Passanten. Antonia sah vom Eingang der Buchhandlung zu uns herüber und ließ uns nicht aus den Augen. Ich tat so, als würde ich es nicht bemerken.

»Wohnst du hier?«, erkundigte sich Blanca.

Ich deutete auf das Nachbarhaus und nickte.

»Und du?«

Blanca sah mich an, als wäre das die dämlichste Frage, die sie in ihrem kurzen Leben gehört hatte.

»Natürlich nicht.«

»Magst du das Viertel nicht?«

»Es stinkt, es ist düster und kalt, und die Leute sind hässlich und laut.«

Es wäre mir nie eingefallen, die Straßen, die meine Welt waren, so zu beschreiben, aber mir wollten auch keine überzeugenden Gegenargumente einfallen.

»Warum kommst du dann her?«

»Mein Vater hat ein Haus in der Nähe des Borne-Marktes. Antonia und ich gehen ihn fast jeden Tag besuchen.«

»Und wo wohnst du?«

»In Sarriá. Bei meiner Mutter.«

Selbst ein armer Schlucker wie ich hatte schon einmal von diesem Ort gehört, aber ich war noch nie dort gewesen. In meiner Vorstellung war es eine Stadt mit großen Villen und Lindenalleen, prächtigen Kutschen und üppigen Gärten. Eine Welt, bewohnt von Menschen wie diesem Mädchen, nur als Erwachsene. Ein duftender, heller Ort mit frischer Luft und gutgekleideten, zurückhaltenden Bewohnern.

»Und wie kommt es, dass dein Vater hier lebt und nicht bei euch?«

Blanca zuckte mit den Schultern und sah weg. Das Thema schien ihr unangenehm zu sein, also hakte ich lieber nicht nach.

»Es ist nur vorübergehend«, schob sie hinterher. »Bald kommt er wieder nach Hause.«

»Klar«, sagte ich. Ich wusste nicht genau, wovon wir eigentlich redeten, schlug aber den mitfühlenden Ton eines Menschen an, der schon unglücklich zur Welt gekommen war und allen Grund hatte, sich mit Resignation auszukennen.

»Das Ribera-Viertel ist gar nicht so verkehrt, du wirst sehen. Du gewöhnst dich schon daran.«

»Ich will mich aber nicht daran gewöhnen. Ich mag dieses Viertel nicht und auch nicht das Haus, das mein Vater gekauft hat. Ich habe keine Freunde hier.«

Ich schluckte.

»Ich kann dein Freund sein, wenn du willst.«

»Und wer bist du?«

»David Martín.«

»Das hast du vorhin schon gesagt.«

»Vermutlich bin ich jemand, der auch keine Freunde hat.«

Blanca drehte sich um und sah mich mit einer Mischung aus Neugier und Zurückhaltung an.

»Ich spiele nicht gern Verstecken. Und Ballspielen mag ich auch nicht«, bekannte sie.

»Ich auch nicht.«

Blanca lächelte und hielt mir erneut die Hand entgegen. Diesmal gab ich mir größte Mühe, sie zu küssen.

»Magst du Geschichten?«, fragte sie.

»Nichts mag ich lieber.«

»Ich weiß ein paar, die kaum jemand kennt«, sagte sie.
»Mein Vater schreibt sie für mich.«

»Ich schreibe auch Geschichten. Also, ich denke sie mir aus und lerne sie auswendig.«

Blanca runzelte die Stirn.

»Dann erzähl mir eine.«

»Jetzt?«

Blanca nickte herausfordernd.

»Ich hoffe, es ist keine Prinzessinnengeschichte«, drohte sie. »Ich hasse Prinzessinnen.«

»Na ja, es kommt eine Prinzessin vor ... Aber sie ist sehr böse.«

Ihr Gesicht hellte sich auf.

»Wie böse?«

2

An jenem Morgen wurde Blanca meine erste Leserin. Mein erstes Publikum. Ich erzählte ihr, so gut ich es vermochte, meine Geschichte von Prinzessinnen und Hexern, Zaubersprüchen und vergifteten Küssen in einem verwünschten Universum, wo zum Leben erwachte Paläste wie infernalische Bestien durch die Ödnis einer finsternen Welt krochen. Als die Heldin am Ende der Geschichte mit einer verfluchten Rose in den Händen in den eisigen Tiefen eines schwarzen Sees versank, bestimmte Blanca für immer den Lauf meines Lebens, als sie eine Träne vergoss und tief bewegt, völlig losgelöst vom äußeren Anschein eines Mädchens aus gutem Hause, murmelte, dass sie meine Geschichte ganz wunder-

bar gefunden habe. Ich hätte mein Leben dafür gegeben, dass dieser Moment niemals vorüberginge. Als Antonias Schatten vor unsere Füße fiel, wurde ich in die prosaische Realität zurückgeworfen.

»Wir müssen los, Fräulein Blanca. Ihr Vater mag es nicht, wenn wir zu spät zum Essen kommen.«

Das Dienstmädchen zerrte sie von mir weg und führte sie die Straße hinunter. Ich blickte ihr nach, bis ihre Gestalt sich in der Ferne verlor, und sah, wie sie mir zuwinkte. Ich hob meine Jacke auf und zog sie wieder an. Blancas Wärme und ihr Geruch waren noch immer zu spüren. Ich lächelte in mich hinein, und auch wenn es nur für einige Sekunden war, begriff ich, dass ich zum ersten Mal in meinem Leben glücklich war und von nun an, da ich zum ersten Mal von diesem Gift gekostet hatte, nichts mehr sein würde wie vorher.

Als wir an diesem Abend bei Brot und Suppe saßen, sah mich mein Vater ernst an.

»Du wirkst verändert. Ist was passiert?«

»Nein, Papa.«

Ich ging bald zu Bett, um der trübseligen Stimmung zu entgehen, die mein Vater verbreitete. Während ich im dunklen Zimmer lag, dachte ich an Blanca und an die Geschichten, die ich für sie erfinden wollte, und mir wurde klar, dass ich weder wusste, wo sie wohnte, noch wann ich sie wiedersehen würde. Wenn überhaupt.

Die nächsten Tage verbrachte ich damit, nach Blanca Ausschau zu halten. Nach dem Frühstück, sobald mein Vater eingeschlafen war oder die Tür zu seinem Schlafzimmer schloss, um sich seinem persönlichen Vergessen

anheimzugeben, verließ ich das Haus und ging zum tiefer gelegenen Teil des Viertels, um durch die engen, finsternen Gassen rings um den Paseo del Borne zu streifen, in der Hoffnung, Blanca oder ihrem unheimlichen Dienstmädchen zu begegnen. Bald kannte ich jeden Winkel und jeden Schatten dieses Labyrinths aus Straßen, deren Mauern sich einander zuzuneigen schienen, um sich zu einem Tunnelgeflecht zu schließen. Ausgehend von der Basilika Santa María del Mar, bildeten die Gassen der mittelalterlichen Zünfte ein Wegenetz, das sich zu einem Gewirr aus Durchgängen, Bögen und unwahrscheinlichen Kehren verzweigte, in das nur wenige Minuten am Tag Sonnenlicht drang. Wasserspeier und Wandreliefs markierten die Kreuzungen zwischen verfallenen Palästen und Gebäuden, die sich übereinanderschoben wie Felsen an einer Steilküste aus Fenstern und Türmen. Wenn ich bei Einbruch der Dunkelheit erschöpft nach Hause kam, war mein Vater gerade wach geworden.

Am sechsten Tag, als ich schon zu glauben begann, dass ich die Begegnung nur geträumt hatte, ging ich durch die Calle de los Mirallers zum Seiteneingang der Kirche Santa María del Mar. Dichter Nebel hatte sich über die Stadt gesenkt und wehte durch die Straßen wie ein weißer Schleier. Das Kirchenportal stand offen. Im Eingang zeichneten sich die Umrisse eines Mädchens und einer Frau in weißen Kleidern ab, die gleich darauf in der Umarmung des Nebels verschwanden. Ich rannte hin und betrat die Basilika. Der Luftzug sog den Nebel ins Innere des Gebäudes. Ein gespenstisches Tuch aus

Dunst schwebte über den Bankreihen des Mittelschiffs, das vom Schein der Kerzen erleuchtet wurde. Ich erkannte Antonia, das Dienstmädchen, das mit bußfertiger Miene in einem der Beichtstühle kniete. Todsicher war die Beichte dieser Hexe so schwarz und klebrig wie Teer. Blanca saß mit baumelnden Beinen in einer Bank und wartete, den Blick gedankenverloren auf den Altar gerichtet. Als ich mich näherte, fuhr sie herum. Ihr Gesicht erhellte sich bei meinem Anblick, und ihr Lächeln ließ mich schlagartig die endlosen elenden Tage vergessen, in denen ich versucht hatte, sie zu finden. Ich setzte mich neben sie.

»Was machst du hier?«, fragte sie.

»Ich wollte zur Messe«, improvisierte ich.

»Um diese Uhrzeit ist keine Messe«, stellte sie lachend fest.

Ich hatte keine Lust, sie weiter zu belügen, und senkte den Blick. Es brauchte keine Worte.

»Ich habe dich auch vermisst«, sagte sie. »Ich dachte, du hättest mich vergessen.«

Ich schüttelte den Kopf. Die nebelhafte, von Flüstern erfüllte Atmosphäre machte mir Mut und ich beschloss, ihr etwas zu sagen, das ich mir ursprünglich für meine Geschichten von Magie und Heldenmut ausgedacht hatte.

»Ich könnte dich niemals vergessen«, sagte ich.